

die geschichtliche Hinleitung etwas genauer sein (z. B. ist es doch nicht unerheblich, dass anstelle der *Dissertatio* dem Pontifex schließlich ein erheblich kürzeres Sendeschreiben zugeht, dessen inhaltliche Schnittmenge und Unterschiedenheit mit der *Dissertatio* weiterer Untersuchung bedarf [Oeuvres, III, 541–571]).

Spaemann erinnert daran, dass Rousseau den Wunsch geäußert hat, Fénelons *Lakai* zu sein, „um sich zu seinem Kammerdiener emporzudienen“ (11). So weit muss man nicht gehen. Es reichte schon, sein Schüler zu sein, um tiefer in das Geheimnis göttlich-menschlicher Liebe vorzudringen. Die vorliegende Übersetzung ist dazu eine dankenswerte Hilfe.

F. VON HEEREMAN

WILLASCHEK, MARCUS: *Kant on the Sources of Metaphysics*. The Dialectic of Pure Reason. Cambridge [u. a.]: Cambridge University Press 2018. X/298 S., ISBN 978-1-108-47263-0 (Hardback).

Kants *Kritik der reinen Vernunft* enthält nicht nur eine Abrechnung mit der Schulmetaphysik seiner Zeit, sondern zugleich eine Abhandlung über die Quellen der Metaphysik in der Natur der allgemeinen Menschenvernunft. Auf Letzteres stützt Willaschek (= W.) seine „konstruktive Interpretation“ (1) der transzendentalen Dialektik. Ihr zufolge sucht die Vernunft auch in ihrem empirischen Gebrauch zu allem Bedingten das Unbedingte. Dabei verfährt sie sowohl diskursiv (geht vom Bedingten zu seiner Bedingung) als auch iterativ (fragt nach der Bedingung der Bedingung). Ferner strebt die Vernunft nach Vollständigkeit, das heißt nach einem Abschluss ihres Fragens entweder bei einem ersten Bedingenden oder bei einer Reihe von Bedingungen, die ihrerseits unbedingt ist.

In Kap. 1 erläutert W. einleitend die kantische Auffassung von Vernunft und das kantische Verständnis von Metaphysik. Im Mittelpunkt seines Interesses steht die Unterscheidung zwischen dem ‚logischen‘ und dem ‚realen‘ Gebrauch der Vernunft. In ihrem logischen Gebrauch zieht die Vernunft mittelbare Schlüsse und sucht nach den obersten Prinzipien des Erkennens. Der reale Gebrauch zielt auf Gegenstände, die die Vernunft als die ersten Prinzipien der Dinge ansieht. Die Metaphysik im hier einschlägigen Sinn handelt von solchen transzendenten, das heißt jenseits der Erfahrung gelegenen Gegenständen. – Wie der Autor in Kap. 2 näher ausführt, dient der logische Gebrauch der Vernunft weniger der Ableitung neuer Erkenntnisse als vielmehr der Offenlegung der inferentiellen Strukturen unseres Wissens. Dabei folgt die Vernunft der Maxime, „zu dem bedingten Erkenntnis des Verstandes das Unbedingte zu finden“ (B 364). Unbedingt ist eine Erkenntnis, die weder aus anderen Erkenntnissen abgeleitet werden kann, noch etwas anderem ihre epistemische Gewissheit verdankt. Die Suche nach der systematischen Einheit unserer Erkenntnisse bestimmt W. zufolge die wissenschaftliche Forschung bis in die Gegenwart. Auch wenn sie im Alltag eine geringere Rolle spielen mag, bildet sie einen wesentlichen Zug der menschlichen Vernunft. – Während die logische Maxime von inferentiellen Verhältnissen zwischen Propositionen handelt, richtet sich das von Kant so genannte „oberste Prinzip der reinen Vernunft“ (B 365) auf reale Verhältnisse zwischen Gegenständen. Das Prinzip fordert zu jedem gegebenen Bedingten die Annahme der „ganzen Reihe einander untergeordneter Bedingungen, die mithin selbst unbedingt ist“ (B 364). Anders als jüngere Debatten über die Beziehung der metaphysischen Abhängigkeit (*grounding*) unterscheidet Kant – entsprechend den drei Kategorien der Relation – mehrere Arten des Bedingtheits, nämlich (1.) der Attribute durch das Subjekt, dem sie inhärieren, (2.) der Folge durch den Grund, von dem sie abhängt, und (3.) der Teile eines Ganzen durch die Wechselwirkung, in der sie miteinander stehen. Ferner unterscheidet Kant zwei Formen des Unbedingten, nämlich einerseits eine Reihe, die als Ganze durch nichts außerhalb ihrer bedingt ist, andererseits das erste Glied einer Reihe, das durch kein weiteres Glied derselben Reihe bedingt ist. In Kap. 3 fasst W. die beiden Formen des Unbedingten unter dem Begriff einer „Totalität der Bedingungen“ (vgl. B 379) zusammen: „Wenn ein Gegenstand x existiert, der im Hinblick auf irgendeine reale

bedingende Beziehung R (die ein Fall von Inhärenz, Dependenz oder Konkurrenz ist) bedingt ist, dann existiert auch die Totalität seiner R-Bedingungen“ (97).

Das Herzstück von W.s Rekonstruktion bildet die Interpretation des kantischen Arguments für den Übergang von der logischen Maxime zum obersten Prinzip der reinen Vernunft in Kap. 4 und 5. Wie sich zeigt, setzt die Geltung der logischen Maxime die Annahme des obersten Prinzips zwar in einem regulativen, nicht aber in einem konstitutiven Sinn voraus. Um zur systematischen Einheit unserer Erkenntnisse zu gelangen, muss die Vernunft nicht die Existenz des Unbedingten als eines Gegenstandes voraussetzen. Sie muss jedoch annehmen, dass die gleiche Art von Struktur wie zwischen unseren Erkenntnissen auch innerhalb der Natur herrscht. Gibt es zu jeder bedingten Einsicht eine sie bedingende unbedingte Einsicht, dann gibt es auch zu jedem bedingten Gegenstand einen ihn bedingenden unbedingten Gegenstand (123). Versteht man diese Annahme konstitutiv, ergibt sich der transzendente Schein, der zu den Widersprüchen und Fehlschlüssen der herkömmlichen Metaphysik führt. Deutet man die Annahme hingegen regulativ, gelangt man zu der Sicht von Wissenschaft, die Kant selbst im Anhang zur transzendentalen Dialektik darlegt. Dass sich der logische nicht vom realen Gebrauch der Vernunft trennen lässt, begründet W. mit der Unvollständigkeit unserer Wahrnehmung. Weil wir nur einen begrenzten Teil der Wirklichkeit sinnlich erfassen, gelingt es uns erst, systematische Einheit in unsere Erkenntnisse zu bringen, wenn wir die Existenz auch solcher Gegenstände annehmen, die uns (noch) nicht empirisch gegeben sind (130f.). Damit ist freilich nicht behauptet, dass wir die Existenz irgendeines Unbedingten ableiten müssten. Die Versuchung, es dennoch zu tun, führt W. auf die tief in der allgemeinen Menschenvernunft verwurzelte Annahme des transzendentalen Realismus zurück. Ihr zufolge müsste es sich bei den Gegenständen unserer sinnlichen Erfahrung zugleich um Dinge an sich selbst, das heißt um Gegenstände einer nicht-sinnlichen Anschauung handeln. Der transzendente Realismus fußt somit auf der verbreiteten Überzeugung, dass die rationale Ordnung unserer Vorstellungen der Ordnung der Natur entspricht.

Im zweiten Teil des Buches befasst sich W. mit Kants Herleitung der transzendentalen Ideen. Entgegen dem Anschein ergeben sie sich nicht einfach aus den Formen logischen Schließens, sondern entsprechen konkreten psychologischen, kosmologischen und theologischen Schlüssen (Kap. 6). Auch handelt es sich bei den transzendentalen Ideen genau genommen nicht um die Begriffe der Seele, der Welt und Gottes, sondern um die Konklusionen bestimmter metaphysischer (Fehl-)Schlüsse. W. zählt neun solcher Ideen, nämlich die Gedanken der Substantialität, der Einfachheit, der Identität und der Geistigkeit der Seele (Kants Paralogismen), die Gedanken der Vollständigkeit der Zusammensetzung, der Teilbarkeit, der Entstehung und der Abhängigkeit der Welt (Kants Antinomie) sowie den Gedanken eines realsten Wesens (Kants transzendentales Ideal). Die Paralogismen der rationalen Psychologie beruhen auf der Voraussetzung, dass ein Merkmal, ohne das wir uns einen Gegenstand nicht vorstellen können, diesem wirklich zukommt. So schließen wir etwa daraus, dass wir alle unsere Gedanken einem über die Zeit gleichbleibenden (logischen) Ich zuschreiben müssen, auf die Identität der (metaphysischen) Person. Auf ähnliche Weise folgert die Kosmologie aus der Gegebenheit eines Intervalls in der Zeit die Vollständigkeit der Reihe aller ihm vorangegangenen und es bedingenden Zeitabschnitte. Da die Totalität der Bedingungen nur entweder durch einen ersten Anfang oder durch eine unendliche Zeitspanne als gegeben gedacht werden kann, verstrickt sich die Vernunft in einen Widerspruch. – Nach den Problemen hinsichtlich unserer Spekulationen über die menschliche Seele sowie über die Welt im Ganzen (Kap. 7) wendet sich W. der Idee Gottes zu (Kap. 8). Aus der logischen Maxime, jedem Gegenstand von zwei einander entgegengesetzten Prädikaten immer eines zuzuschreiben, ergibt sich zunächst der Gedanke eines realen Etwas, dem alle möglichen positiven Prädikate zukommen. Sodann schließt die Vernunft aus der Existenz der kontingenten Wirklichkeit auf ein notwendiges Wesen als deren unbedingter Bedingung. Das notwendige Wesen wird wiederum gleichgesetzt mit dem *ens realissimum*. Doch während Kant gegen die

Annahme eines vollständig bestimmten Gegenstandes solange nichts einzuwenden hat, wie sie aus heuristischen Gründen und zum regulativen Gebrauch geschieht, mündet der konstitutive Gebrauch des Prinzips in einen Fehlschluss. – Im letzten Kapitel vervollständigt W. sein Bild der transzendentalen Dialektik durch den Nachweis, dass Kants Kritik der Metaphysik nicht auf der Annahme des transzendentalen Idealismus beruht. Während der transzendental Idealismus die Abhängigkeit aller Merkmale der durch uns erkannten Gegenstände von der menschlichen Erkenntnisfähigkeit lehre, behaupte der transzendental Realismus lediglich die Eignung unserer kognitiven Vermögen zur Erkenntnis der Wirklichkeit. Dadurch entstehe der Spielraum, anzunehmen, dass die Dinge zwar weitgehend, aber eben nicht vollständig dem entsprechen, wie wir sie uns vorstellen. Also, so lautet W.s Ergebnis, liefert die transzendental Dialektik einen Grund zur Ablehnung des transzendentalen Realismus, ohne sich deshalb auf den transzendentalen Idealismus festzulegen.

W. hat ein äußerst lesenswertes Buch geschrieben. Er verbindet Kant-Exegese auf dem neuesten Stand und höchsten Niveau mit der systematischen Frage nach der Reichweite menschlichen Denkens. Obwohl der von W. vorgeschlagene „Rational Sources Account“ (3 et passim) das Augenmerk mehr auf den Ursprung und weniger auf die Kritik metaphysischer Überzeugungen legt, handelt Kants transzendental Dialektik von den Grenzen unserer Vernunft. Das sei an einer weiterführenden Überlegung verdeutlicht. W. fasst den von Kant zurückgewiesenen transzendentalen Realismus in der These zusammen: „Es herrscht eine notwendige Übereinstimmung zwischen den Prinzipien der Vernunft und den Prinzipien der Wirklichkeit“ (144). Demzufolge wäre das berühmte hegelsche Diktum „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig“ der Ausdruck eines transzendentalen Realismus. Die These lässt unbestimmt, ob mit der Strukturgleichheit eine allem Wirklichen zugrundeliegende höhere Vernunft oder beispielweise die evolutive Anpassung der menschlichen Vernunft an die natürliche Wirklichkeit behauptet werden soll. Das führt zu der Frage, wie sich W.s transzendentaler Realismus zu der von Kant im vierten Abschnitt des Paralogismen-Kapitels verteidigten Position des empirischen Realismus verhält. Gemäß der letzteren „korrespondiert unseren äußeren Anschauungen etwas Wirkliches im Raum“ (A 375). Behauptet der Realismus im Allgemeinen nicht mehr als die strukturelle Entsprechung zwischen dem Subjekt und dem Objekt der Erkenntnis, zielt der empirische Realismus auf die Übereinstimmung der sinnlich wahrnehmbaren Welt mit den Formen der menschlichen Anschauung. Gleichwohl lehrt uns die Physik, dass die Strukturen der materiellen Wirklichkeit nicht dem euklidischen Raum unserer Anschauung entsprechen. Für wahr halten kann man derartige wissenschaftliche Einsichten freilich nur auf dem Boden der Überzeugung von der Korrespondenz der Formen unseres Denkens mit der Realität. Lässt man die transzendental Ästhetik, das heißt das kantische Verständnis von Raum und Zeit einmal beiseite, dann lautet die Kritik am transzendentalen Realismus, er beanspruche die Geltung seiner Prinzipien ungerechtfertigterweise auch für solche Gegenstände, die keiner sinnlichen Erfahrung zugänglich sind. So betrachtet ginge es nicht um die Annahme oder Zurückweisung der Entsprechung zwischen Vernunft und Wirklichkeit im Allgemeinen, sondern um die rationale Erkennbarkeit nichtsinnlicher Gegenstände. Während der transzendental Realist die Möglichkeit der spekulativen Erkenntnis des Unbedingten einräumt, endet der legitime Gebrauch unserer Vernunft laut Kant an den Grenzen der sinnlichen Wirklichkeit. Entscheidend für die Interpretation W.s ist nun die Auffassung, dass der transzendental Realist die Entsprechung zwischen Vernunft und Wirklichkeit als etwas Notwendiges ansehe. Will der Kritiker des transzendentalen Realismus weder zum transzendentalen Idealisten noch zum Skeptiker werden, muss er zweierlei begründen: auf der einen Seite die Überzeugung von der weitgehenden Übereinstimmung zwischen den logischen Prinzipien und der Struktur der Wirklichkeit, auf der anderen Seite die Einschränkung dieser Entsprechung auf die Welt unserer Erfahrung. W.s Lesart der transzendentalen Dialektik leistet einen Beitrag zum

zweiten Teil der Aufgabe. Was den ersten Teil angeht, bürdet er sich eine Beweislast auf, die in etwa derjenigen von Kants transzendentaler Analytik entspricht, nämlich die Rechtfertigung der Annahme einer – wenn auch nicht notwendigen – Entsprechung zwischen der menschlichen Vernunft und der empirischen Wirklichkeit. Ein Anhaltspunkt, wie ein solcher Nachweis gelingen könnte, lässt sich vielleicht aus der Bemerkung ziehen, der subjektive Ursprung der transzendentalen Ideen spreche „gegen ihre objektive Realität – dagegen, dass sie auf Objekte und objektive Merkmale, die unabhängig von uns existieren, reagieren“ (262). Das hieße im Umkehrschluss, uns auf diejenigen Prinzipien der Erkenntnis zu stützen, die auf empirische Gegenstände reagieren (*being responsive*). Angesichts der Unklarheit, inwiefern nicht nur unsere sinnliche Wahrnehmung, sondern auch die Prinzipien des Denkens auf irgendetwas „reagieren“, bleibt jedoch zur Eröffnung eines gangbaren Auswegs aus der Alternative von transzendentalen Realismus und transzendentalen Idealismus noch einiges zu tun. – Abschließend seien drei kleinere technische Ungenauigkeiten vermerkt. Bei den Prinzipien RC1 (sic!) bzw. RC-1, RC-2 und RC-3 (160–162) muss es sich wohl um RS-1, RS-2 und RS-3 handeln (vgl. 157). Auf Seite 220 sollte von den ersten zwei (statt ersten drei) Schritten der Ableitung des transzendentalen Ideals die Rede sein. Die Definition des transzendentalen Realismus (TR) in Kap. 5 bezieht sich auf die Korrespondenz der Prinzipien der Vernunft mit der „Realität“ (144), während in derselben Definition auf S. 245 von „empirischer Realität“ die Rede ist. G. SANS SJ

RÖSSNER, CHRISTIAN: *Der „Grenzgott der Moral“*. Eine phänomenologische Relektüre von Immanuel Kants praktischer Metaphysik im Ausgang von Emmanuel Levinas. Freiburg i. Br. / München: Karl Alber 2018. 694 S., ISBN 978–3–495–48844–7 (Paperback); 978–3–495–81698–1 (PDF).

Die Dissertation von Christian Rössner (= R.) hat drei Teile: „A. Hermeneutische Prolegomena“ (41–160); „B. Responsive Lektüre: Autonomie als Antwort“ (161–422); „C. Hyperbolische Epilegomena: Religion für Erwachsene“ (423–552). Der „Beschluss“ steht unter dem Titel: „Das Tor der Tugend, der Grenzgott der Moral und das Ende aller Dinge“ (553–563). Zu bemerken ist: Seit Platons Blick auf Sokrates, Augustins *Confessiones* und Kants Transzendentalphilosophie bezog sich die abendländische Philosophie auf das faktische Leben, dessen Aufgaben zu bedenken sind.

Zwar führt Kant die „Autonomie des Willens“ als „oberstes Princip der Sittlichkeit“ an und nennt die „Autonomie das alleinige Princip der Moral“ (Grundlegung zur Metaphysik der Sitten [= GMS] BA 88), hat dabei aber auch „jedes andere vernünftige Wesen“ im Blick (GMS BA 66). Den Satz, dass „die vernünftige Natur [...] als Zweck an sich selbst existirt“, sieht Kant nur als „subjectives Princip menschlicher Handlungen“; ein „objectives Prinzip“ mit unbedingter Geltung folgt bei ihm erst aus der Einsicht, dass sich auch „jedes andere vernünftige Wesen sein Dasein zufolge eben desselben Vernunftgrundes, der auch für mich gilt“, als „Zweck an sich selbst“ vorstellt (ebd.). Was Emmanuel Levinas „Heteronomie“ nennt, ist also nicht unvereinbar mit Kant (47–67). „Das Praktische“ denkt Kant (gegen Levinas und R.) aber nicht „völlig unabhängig vom Kognitiven und vom Seinsverstehen“ (vgl. 126–128), da die Kritik der reinen Vernunft (= KrV) Platz für die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten lässt: Die „De-Ontologisierung der Deontologie“, der „Bruch zwischen dem endlich-sinnlichen Sein und Sinn des Sittlichen“ lässt sich also schon als Kants „epochale Entdeckung“ verstehen. R. betont, „in welchem Maße bei Kant schon die existenzphilosophische Methode angelegt ist“ (155). Denn Kant betreibe in der Transzendentalphilosophie Reflexion des Faktischen, meide Spekulation fern von Gegebenem und denke Gott als transzendentales Ideal ohne „Anmaßung überschwänglicher Einsichten“. Nach R. kommt „Kant laut Levinas letztlich nicht über die sozusagen schlechte Unendlichkeit einer bloßen Extrapolation aus dem Endlichen“ hinaus (156 f.). R. erklärt: „Der folgende Versuch, das heimliche Herzstück der kantischen Philosophie mit Kant gegen seinen eigenen Strich zu lesen, ist in diesem